

Beilage zu Nr. 84 des „Amts- und Anzeigensblattes“.

Eibenstadt, den 18. Juli 1885.

Rammon und Marmor.

Roman von Gustav Höker.
(11. Fortsetzung.)

„Soweit war Alles nach Wunsch geglückt und ich hätte mich des Wiedersehens freuen können, als ich aus dem Wagen stieg und in Fernelorns Arme sank, der mich im Posthose erwartete. Aber die Aufregungen und Strapazen der Flucht hatten mein Verhängnis gezeitigt. Schon während der Nachtfahrt war ich zu dieser furchtbaren Erkenntnis gekommen, die mir den kalten Angstschweiß auf die Stirne trieb und halb bewußtlos ließ ich mich von Fernelorn fortführen.“

„Wir mußten, statt des Bahnhofes, eine Zufluchtsstätte auffuchen, und zwei Stunden nach meiner Ankunft war ich Mutter eines Mädchens.“

„Fernelorn wollte nicht von meiner Seite weichen, und dennoch durfte er keine Zeit verlieren, wenn er den Bremer Dampfer noch erreichen wollte. Ich beschwor ihn, allein zu reisen und mich meinem Schicksal zu überlassen, bis die Umstände mir gestatten würden, ihm nachzukommen. Die Vorsichtsmaßregeln, die wir bei der Flucht gebraucht und durch welche wir über die Spur irreführend hatten, konnten ihn wohl auf Tage, nicht aber auf Wochen vor Entdeckung schützen, und wenn er die kurze Frist verstreichen ließ, waren ihm alle Seehäfen verschlossen. Als freier Mann im fernem Westen konnte er mir Stab und Stütze sein, — im Zuchthaus nie mehr, — er mußte seine Freiheit sichern, und wäre es auch nur um meinethwillen. Durch diese Argumente ließ er sich endlich überreden, und nachdem er mir die Hälfte seines Geldes aufgedrungen und ein paar Zeilen an Roberan zurückgelassen hatte, worin er in kurzen Worten andeutete, daß ich seine edelmüthige Retterin sei und den Freund beschwor, sich meiner anzunehmen, reiste er ab.“

„Mit meiner Genesung ging es, Dank meiner stählernen Natur, überaus schnell, doch bemächtigte sich meines Gemüths eine Hoffnungslosigkeit, der ich nicht zu steuern vermochte. Wußte ich auch Fernelorn in Sicherheit, so konnte ich doch nicht recht daran glauben, daß wir uns je wiedersehen würden. Ich sah mich zum erstenmale in meinem Leben in einer großen Stadt, — dieses Drängen und Jagen beengte mich, ein bisher nie gekanntes Entsetzen vor Armut und Hunger überkam mich, Fernelorns Ausflüchte in weiten Lande erschienen mir unter diesen Eindrücken nicht nur ganz trostlos, sondern ich ließ bald auch Zweifel an seinem guten Willen, an seiner Aufrichtigkeit in mir aufkommen und, mißtrauisch, wie mich schon das Schicksal meiner Mutter gemacht hatte, gab ich der Möglichkeit Raum, daß er in mir nie etwas anderes, als das Werkzeug zu seiner Flucht erblickt haben könne, und nur darauf ausgegangen sei, mein eigenes Geschick mit möglichst starken Fesseln an seine Freiheit zu knüpfen, um mich nach glücklich erreichten Zwecke für immer fallen zu lassen.“

„Ich fühlte mich wie von unsichtbaren Polypenarmen umklammert, die mich hier im Ringen um das tägliche Brod festhalten würden. Es war mir, so oft ich von dem Gelde ausgab, das mir Fernelorn zurückgelassen hatte, als trennte sich ein Glied von meinem Leibe, und aus Furcht, zuletzt von allen Mitteln entblößt zu sein, schickte ich jenen Brief an Roberan ab und bat ihn, mir zu irgend einem Broderwerb zu verhelfen.“

„Meine Wirthin wußte über mich und Fernelorn weiter nichts, als daß wir ein Paar unglücklich Liebende seien. Ich war gezwungen gewesen, aus dem väterlichen Hause zu entfliehen, und Fernelorn hatte sich auf den Weg gemacht, mir dabei Verzeihung und die Einwilligung zu unserm Ehebunde zu erwirken. Eines Nachmittags aber kam sie mit einem Zeitungsblatt in mein Zimmer gestürzt. „O! ich hintergangene Frau!“ schrie sie, ganz außer sich, „es kann mein Verderben werden! Die ganze Sache ist mir längst nicht mehr geheuer vorgekommen! Der Herr mit der Schmarre im Gesicht, seine Kleidung — das junge Mädchen, das mit ihm im Complot ist — Alles stimmt auf's Haar! Jetzt weiß ich, wen ich unter meinem Dache beherberge. Aber ich wasche meine Hände in Unschuld! Ich gehe selbst zur Polizei!“

„Das verhängnisvolle Zeitungsblatt enthielt eine längere Notiz, worin unsere Flucht ziemlich zutreffend geschildert war. Nach mehrtägigen vergeblichen Streifereien in der Umgegend hatte man durch Zufall die von mir versteckte Sträflingskleidung des Entsprungenen aufgefunden und daraus sogleich dringenden Verdacht geschöpft, daß ich selbst dem Gefangenen zu einer anderen Kleidung und somit auch zur Flucht oerholfen haben müsse. Und jetzt, wo die Vermuthung über die Gestalt, in welcher Fernelorn das Zuchthaus verlassen hatte, freien Spielraum gewonnen, erschien auch der Herr im langen Rocke und der Pelzmütze, den man an jenem Morgen auf der zur Stadt

führenden Pappelallee begegnet war, bedeutungsvoll. Wie ein Lauffeuer hatte sich die ganze unerhörte Geschichte weit und breit in der Umgegend verbreitet, und so klärte es sich schnell auf, daß der beschriebene Herr mit der Post weitergereist, und daß ein junges Mädchen, welches ganz zu der Beschreibung der Inspectorstochter paßte, von der man ein paar Tage lang geglaubt hatte, sie habe sich in den Fluß gestürzt, ihm in der darauffolgenden Nacht auf derselben Reiseroute von der nächsten Station aus gefolgt sei. In der Hauptstadt ging unsere Spur verloren. Soweit der Bericht in der Zeitung. . . . Aber in dem Beiblatt derselben Nummer las ich unter den amtlichen Bekanntmachungen unsern Stedbrief.“

„Das Blatt entsank meiner Hand. . . . Ich war verloren und warf mich vor der Wirthin auf die Kniee. Da wurde draußen die Vorsaalglocke geläutet, und ich weiß nicht, wer in diesem Augenblicke, wo wir geneigt waren, in jedem Vorkommniß sogleich eine Wirkung des Stedbriefes zu erblicken, am meisten zusammenbedachte: ob ich bei dem Gedanken, meinen Stiefvater vor mir zu sehen, — oder die Wirthin, welche von tödtlicher Furcht erfüllt war, daß die Polizei ihrer Initiative, durch welche sie ihre Schuldlosigkeit darlegen wollte, zuvorkommen könne.“

„Nur Eines verweigern Sie mir nicht, ehe Sie gehen und öffnen,“ flehte ich die Wirthin an, „mein Stiefvater hat keine Ahnung, daß ich Mutter bin, — wenn Sie nicht Zeuge sein wollen, daß er mich in der ersten Wuth ermordet, so verbergen Sie wenigstens mein Kind vor ihm!“

„Sie überlegte ein paar Augenblicke, nickte dann zustimmend, trug das Kind in ihr Zimmer und wankte endlich fort, um die Vorsaalthür zu öffnen. Es war kaum so viel Zeit vergangen, wie hierzu erforderlich war, als sie mit kreideweißem Gesichte zurückgestürzt kam. „Gott erbarme Dich!“ rief sie, die Hände ringend, „ein Mann in Uniform und Säbel, ich bin verloren!“

„Wie sieht er aus?“ frug ich hastig, da ich nach diesen Worten in dem Ankömmling sogleich meinen Stiefvater vermuthete, „ist er alt oder jung?“

„Ich weiß nur, daß er graue Haare hat!“ preßte die geängstigte Frau hervor.

„Während die Letztere in ihr Zimmer eilte und drinnen knurrend den Kiesel vorschob, überlegte ich, ob ich nicht am besten thäte, mich aus dem Fenster zu stürzen, — da vernahm ich bereits das Klirren eines Säbels und der Gefürchtete nahte. . . .“

„Leser, schau auf von den Blättern! . . . Es klopfte an Deinen Fensterladen. Sieh Dich um im Scheine des düsterflackernden Lichts, sieh das Gardinenbett, Deine gepackten Koffer, die alterthümlichen Möbel und den altnodigen Schreibsecretair. Die Spalte klappt Dir noch entgegen, aus welcher Du den Schieber herauszogst.“

Du hast vergessen, den Stock, womit Du die Blätter aus ihrem, Deiner Hand nicht zugänglichen Hinterhalt hervorholtest, wieder in die Ecke zu stellen und findest ihn jetzt auf dem Tische, und daneben liegt auch der kleine Schraubenzieher.

„Ja, ja, — es hat an den Laden geklopft. Wer ist da? Miller wankt nach dem Fenster und stößt mechanisch den Laden zurück. Es ist draußen nicht heller geworden. Der Sand im Gärtchen sieht feucht und dunkel aus, die Blumen beugen sich unter den wuchtigen Tropfen des herabflatschenden Regens.“

Unter der Veranda, dicht vor dem Fenster, steht Haltmann, ganz durchnäßt.

„Guten Morgen, Mr. Miller!“

Miller dankt nicht. Er starrt Haltmann an, nicht leise mit dem Kopfe und stammelt in vollkommener Geistesabwesenheit: „So hätte also die Frau in ihrem Briefe nicht gelogen?“

„Ermuntern Sie sich, Mr. Miller,“ sagt Haltmann, „ich komme direct vom Bahnhof. Vielleicht ist es nur Voreiligkeit von mir, — vielleicht auch nicht, und in diesem Falle haben Sie keine Minute Zeit zu verlieren.“

„Ist sie da! . . . Antonie?“ fragte hastig Mr. Miller, dessen Gedanken sich noch immer mit dem eben Gelesenen beschäftigten.

„Ich weiß nicht, wen Sie meinen,“ versetzte Haltmann kopfschüttelnd, „ich bin nur gekommen, Ihnen zu sagen, daß man sich gestern in Siebenruthen sehr angelegentlich nach Ihnen erkundigt hat.“

„In Siebenruthen?“ fährt Miller auf, wie aus einem Traume erwachend, „nach mir?“

„Nach Ihnen. Als Sie abfuhr, sah Sie Jemand aus dem Coupé heraus schauen. Heute noch werden Polizeibeamte aus Siebenruthen hier eintreffen, und wenn nicht Alles trägt, gilt diese Reise Ihnen.“

„Verdammt!“ ruft Miller, „die verrätherische Schmarre!“

„Haben Sie vielleicht einen Mann zu fürchten,

der früher Inspector einer Strafanstalt war und Bräutigam heißt?“

Miller ward todtbleich. „Das Schicksal ist jäh,“ knirschte er wild. „Schergen führen das Buch unseres Lebens. . . . Ich bin verloren!“

„Vielleicht sind Sie es nicht,“ sagte Haltmann drängend. „In einer halben Stunde geht ein Courierzug ab; wenn Ihnen die belgische Grenze genügt, so sind Sie in Sicherheit, ehe Ihre Verfolger hier sein können.“

„Die politische Grenze gewährt mir hinreichend Schutz,“ erwiderte Miller, der plötzlich sein bewegliches Wesen wieder gewonnen hatte. „Meine Koffer sind gepackt, meine Rechnung ist, bis auf einige Kleinigkeiten, geordnet. Also fort!“

Er eilte nach dem Klingelzuge und läutete kräftig. Dann nahm er die Blätter, in denen er gelesen hatte, schied davon den noch ungelesenen Theil ab und reichte das Gelesene Haltmann hinaus, indem er sagte: „Wie ich zu diesen Blättern gekommen bin, davon ein andermal. — Ich vertraue sie bis auf Weiteres Ihrer Hand an, damit Sie die Ursache meiner Flucht nicht falsch beurtheilen. Der Name Miller ist nur ein fingirter, — ich heiße Fernelorn. . . . Nehmen Sie meinen Dank, lieber Haltmann, und gebieten Sie über mich, sobald ich Ihnen nützlich sein kann. Setzt aber beilen Sie sich, fortzukommen, damit Sie von Niemandem mit mir zusammen gesehen werden.“ . . .

Beide drückten einander die Hände und Haltmann eilte, das niedere Städtchen des kleinen Gärtchens übersteigend, von dannen. . . . Ein paar Minuten später herrschte große Regsamkeit in dem vorher noch so stillen Zimmer und Kellner und Hausknecht waren auf den Beinen. Während Miller sich ankleidete und großmüthige Douceurs austheilte, wurden seine Koffer hinausgeschafft und auf eine schnell herbeigerufene Droschke gehoben. Dann folgte er selbst nach und rollte dem westlichen Bahnhofe zu. Und endlich saß er im weichen Dampfswagen-Coupé, — und warf, sich herausbeugend, noch einen Blick nach den in graue Dünste gehüllten Häusermassen, die weiter und immer weiter zurückflohen. . . .

Es war um die Mittagstunde, als vier Polizisten durch die schattige Promenade dem Hôtel Bellevue zuschritten. Zwei davon gehörten der städtischen Polizei an, die andern beiden aber, welche in einiger Entfernung nachfolgten, trugen fremde Uniformen. Der eine war ein junger Mann in den Dreißigen; er ging stolz und steif einher und blickte häufig verstohlen um sich, als schmeichle er sich, daß das Fremdartige seiner eleganten Uniform hier einigermaßen Aufsehen erzeuge. Zu seinem Mißvergnügen glaubte er jedoch die Beobachtung zu machen, daß sein Begleiter in viel höherem Grade die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden fesselte, denn selbst in dieser großen an das Außerordentliche gewöhnten Residenz war eine Erscheinung wie diese, wo das charakteristische Gepräge des hüttelhaften Polizeiterrorismus im Verein mit allen physiognomischen Ausgeburten der Trunksucht in solchem Grade an die Caricatur streifte, immerhin eine Seltenheit.

„Wie Sie aber so auf den Leim gehen konnten!“ wandte sich der junge Mann in der eleganten Uniform an seinen Begleiter. „Sagte ich gestern nicht gleich zu Ihnen: Bräutigam, Sie haben sich etwas aufbinden lassen?“

„Je nun, Herr Commissar,“ entgegnete der Angeredete, „daß das Vieh lebendig sei, habe ich ebenso wenig geglaubt, als das Märchen von der Wallfischecke und der Thran- und Fischbeinhandlung. Aber ich durfte wenigstens aus allen den Ausschneidereien schließen, daß der Amerikaner etwa einen ausgestopften Wall oder sonst irgend eine Naturseeltenheit hier sehen lasse. Sie hätten diesen Mosje Haltmann für seine Schwindeleien ganz anders coram nehmen sollen!“

„Wir konnten ihn nur zwingen, uns den richtigen Namen des Amerikaners und das Hôtel zu nennen, wo er logirt,“ versetzte der Commissar, „für den Scherz, den er sich mit Ihnen erlaubt hat, konnte er nicht verantwortlich gemacht werden. Etwas anderes wäre es gewesen, Sie wären ihm gestern geraden Wegs ex officio auf den Leib gerückt, dann hätte er Sie wenigstens nicht ungestraft belügen können. Aber Sie haben die Sache viel zu schlau einfädeln wollen.“

„Warum haben Sie ihn denn gestern nicht selbst gleich ex officio vorgenommen?“ brauste der Andere auf. „Er war ja noch zu haben, als ich Ihnen den ungläubwürdigen Inhalt jenes Gesprächs mittheilte?! Aber Ihre Klugheit ist auch erst von heute. Als wir an den Straßenecken keine Zettel kleben sahen, und dann gar auf der Polizeidirection ausgelacht wurden, da fing ihr Scharfsinn an. Man kennt das schon!“

„Bräutigam!“ rief der Commissar unwillig, „Sie haben wieder einmal getrunken!“